

**A**n der Durchreicheklappe in der Kantine vollzog sich jeden Mittag das gleiche Defilee von Hungerleidern. Doch Hulda Rehse, die Katinenwirtin im Anzeiger-Hochhaus zu Hannover, unterschied streng nach Hungerleidern erster und zweiter Klasse: Erkannte sie unter den ausgemergelten Gestalten an der Klappe jemanden aus der Redaktion des neuen Nachrichtenmagazins „Diese Woche“, die im sechsten Stock arbeitete, so schöpfte sie ihm aus einem Extrakessel Fettbrühe oder Fleischstücke auf den Teller. Fleisch und Brühe stammten aus Beständen der Naafi, der Versorgungseinheit britischer Soldaten.

Wer da an den Fleischtöpfen der Sieger des Zweiten Weltkrieges in Hannover Atzung genoß, das waren neben einigen wenigen Erwachsenen blutjunge Leute, manche kaum dem Hitlerjugend-Alter entwachsen, aus jener Kindergeneration, von der es in den letzten Kriegswochen geheißen hatte, nur sie könnte als Volkssturm mit Panzerfäusten die Niederlage noch verhindern.

Für manche in dem von einer grünpatinierten Kuppel gekrönten Hochhaus, das wie durch ein Wunder inmitten der Trümmerwüste an der Goseriede heil geblieben aufragte, galt als ausgemacht: Die angebliche Journalistenschar wurde vom britischen Geheimdienst, dem Secret Service, ausgehalten.

Erster Mann unter den deutschen Redakteuren schien ein blasser, bebrillter Jüngling zu sein, den die anderen den „Kleinen“ nannten – jedenfalls zu Anfang. Große journalistische Erfahrungen besaß dieser Rudolf Augstein nicht. Während des Krieges hatte er ein halbes Jahr beim „Anzeiger“ volontiert, nach 1945 ein Jahr für das „Hannoversche Nachrichtenblatt“ und für den „Kurier“ an der Georgstraße gearbeitet, der Zeitung des SPD-Politikers Kurt Schumacher, der, aus dem Konzentrationslager kommend, bei seiner Schwester in Hannover einquartiert war und versuchte, die Sozialdemokratie in ganz Restdeutschland neu zu organisieren. Auch einige Artikel für die Goebbel-Zeitschrift „Das Reich“, so hieß es, habe der junge Augstein geschrieben, allerdings nur Theaterkritiken oder ähnlich politisch Unverfängliches.

Ein anderer fiel an Hulda Rehses Futterklappe vor allem durch seine Kleidung auf. Er hieß Hans Joachim Toll und trug inmitten der tristen, umgefärbenen Wehrmachtsröcke und Panzerblusen stets einen modischen Maßanzug.

Pfeifenraucher Toll war Kulturredakteur bei der „Niedersächsischen Tageszeitung“ („NTZ“), dem Blatt der NSDAP in Hannover, aber schon aus ästhetischen Gründen nie ein Freund der Nazis gewesen. Ihn hatten die Briten als zweiten nach Augstein eingestellt, wobei sich die Anstellung eher nach Art des niedersächsischen Pferdehandels denn nach Arbeits- oder Tarifverträgen vollzogen hatte.

© 1987 Econ Verlag, Düsseldorf.

Mit Augstein gingen die drei britischen Soldaten, die manchmal mittags Hulda Rehses Kantine beehrten (dort aber nicht aßen), am freundschaftlichsten um. Zwei von ihnen, die Stabsfeldwebel Harry Bohrer und Henry Ormond, sprachen deutsch ohne Akzent, der dritte galt mit seinen 22 Jahren als jüngster Major der Rhine Army; er hieß John Chaloner, stammte aus einer englischen Verlegerfamilie und zeigte ein ausgesprochenes Faible für PS-starke Autos und hübsche Mädchen. Mit beiden kam er schnell auf Touren.

Die drei Briten gehörten einer Dienststelle an, der Kontrolle und Aufbau von Presse und Rundfunk in Lower Saxony (Niedersachsen) übertragen worden war. Dem Prager Emigranten Bohrer hatte die Auswahl der deutschen Mitarbeiter für „Diese Woche“ obliegen. Wer zu ihm vorgedrungen oder auserwählt worden war, hörte nur Vages über das journalistische Unterfangen. Der korrekte Bohrer, dessen deutsche Putzfrau stets drei auf Hochglanz polierte Koppelriemen parat zu halten hatte, warnte eher, als daß er zurieth.

„Ich kann Ihnen nichts bieten“, eröffnete er seinen deutschen Kandidaten. „Ich weiß nicht, was wir zahlen können. Ich weiß nicht genau, wo wir drucken werden, was für einen Apparat wir aufziehen. Aber es wird Ihnen großen Spaß machen . . .“

Etwas Schriftliches bekam keiner der Mitarbeiter in die Hand – kein Wunder, denn bei der Gründung der neuen Zeitschrift handelte es sich im Grunde um eine Schnapsidee des sich nach Ende der Kampfhandlungen langweilenden Majors Chaloner, auf jeden Fall um eine rein private Unternehmung der

drei Initiatoren, bei deren Erörterung Sprit in mancherlei Form eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hatte.

Eine offizielle Anweisung oder Genehmigung lag nicht vor. Im Gegenteil, es fehlte nicht an Warnungen und Anfragen aus London, was die drei denn da mit ihrer Amateurtruppe vorhatten und ob man das knappe Papier nicht lieber für gehobene literarische Vorhaben verwenden sollte.

Der umgängliche Hans Joachim Toll, immerhin Mitte Vierzig, galt als gestandener Journalist; ihm wurde die Leitung der Kulturredaktion übertragen. Er konnte auf eigene Buchveröffentlichungen verweisen (Beispiele: „Der chronische Chronist“ sowie ein mehrteiliges „Hannoversches Wörterbuch“, in dem er Sprichwörter „vor der Vergessenheit bewahren“ wollte) und freute sich bei seiner Einstellung noch, einen großen Teil seiner früher geschriebenen Kurzgeschichten („alle völlig unpolitisch“) in dem neuen Blatt verwenden zu können. Sein Irrtum über die Art der neuen Zeitung war verzeihlich, hatte doch selbst Augstein anfangs geglaubt, es gelte, ein satirisches Magazin herauszubringen.

Für das Wirtschaftsressort warb Harry Bohrer den 21jährigen Arbeitersohn Leo Brawand an, der noch als Lehrling bei

## „Wenn schon Pressefreiheit, dann aber gleich richtig“

Vor 40 Jahren: Wie der SPIEGEL entstand/Von Leo Brawand

der Frankfurter Versicherungs-AG in Hannover bis 1942 Leo Borowiak hieß. Nachdem er in Rußland drei Maschinenpistolenkugeln eingefangen hatte, war er gerade rechtzeitig zum Kriegsende mit seinem „Langemarck“-Studium fertig geworden und unterrichtete an der privaten Handelsschule Buhmann Betriebswirtschaftslehre und Englisch.

Außer einem prämierten „NTZ“-Aufsatz als 14jähriger im Herbst 1939 („Wir sammeln Eicheln für den Sieg!“), kleinen Meldungen in hannoverschen Tageszeitungen und einem journalistischen Kurzkurs an der Volkshochschule prädestinierte ihn nichts für die neue Aufgabe. Als Probearbeit lieferte er einen Artikel mit der Überschrift „Der Völkerbund ist tot, es lebe die Uno“. (Wenn fortan von dem „Wirtschaftsredakteur“ die Rede ist, handelt es sich um den Verfasser.)

Neben weiteren Twens von Anfang 20 zählten noch zwei Männer über 40 zur Redaktion: Dr. Werner Hühne, ein seriöser Brillenträger, der ob seiner glattgescheitelten Frisur und zumeist dunklen Kleidung von den Jünglingen „Herr Oberlehrer“ tituliert wurde, aber als Berater Augsteins zunächst einige Bedeutung gewann. Hühne war vor seiner Einberufung Chef vom Dienst gewesen, war in der protestantischen Laienbewegung engagiert und galt als ein typischer Generalanzeiger-Journalist.

Fast gleichaltrig mit Hühne war Roman Stempka, ehemals Berliner Scherl-Photograph und während des Krieges Ange-

Hannover: Start im Hungerwinter



höriger einer Wehrmachts-Propagandakompanie. Kettenraucher Stempka konnte seine ersten Photos noch in einer Zigarrenkiste als Archiv unterbringen, so wenige waren es. Sein Wahlspruch lautete: „Merkt euch, ein Bild saacht mehr als tausend Worte“, ein zweiter, wenn es hektisch zuging: „Pulver, Pulver, es rauchen die Banditen!“

Das anvisierte Nachrichtenblatt sollte ein Männermagazin sein; Frauen waren für gehobene Positionen nicht vorgesehen. Mit Lore Ostermann (Augsteins späterer erster Frau), Hanne Walz (im Kulturregister) und Hildegard Neef (vorher Sekretärin und Dolmetscherin von Major Chaloner) jedoch waren drei intelligente Damen an Bord.

Tolls Kulturmitarbeiterin Hanne Walz, 25, hatte schon bei der Information Control Unit in Hannover Dienst getan, die im ehemaligen „NTZ“-Gebäude an der Georgstraße untergebracht war, wo auch Rudolf Augstein für die Briten arbeitete. Sie saß in der „Empfangs-Butze“, einem WC-großen Raum mit drei Fenstern, die jeder passieren mußte, der zu den Engländern (darunter dem Entnazifizierungsoffizier Cohn) gelangen wollte.

Von soviel Information und Zeitung umgeben, erwachte schließlich auch in der diplomierten Englisch-Dolmetscherin der Universität Göttingen der Wunsch, Journalistin zu werden. Als sie von der bevorstehenden Gründung Harry Bohrs hörte, überreichte sie ihm deshalb ein Probemanuskript mit der Schilderung ihrer Erlebnisse als Empfangsdame, „und Harry stellte mich sofort ein“ (Walz). Monatsgehalt: 300 Reichsmark.

Als unverzichtbar erwies sich die Riege der Redaktionsdamen vor allem bei den in Hannover bald vielgepriesenen Festen von „Diese Woche“. Da ging es sehr frei und sehr lustig zu, und wenn doch einmal Tränen flossen, so nicht aus Trauer um das Schicksal Deutschlands, sondern weil der verabreichte Methylalkohol zu Tränenfluß und manchmal auch zeitweiliger Erblindung führte.

Ein schriftliches Programm oder auch nur eine konzeptionelle Antrittsrede Harry Bohrs oder seiner beiden Prop-Kameraden für die Redaktion im Anzeiger-Hochhaus gab es nicht. Der Redaktionsalltag begann banal.

## Harry Bohrer – der Mann aus Prag

Während der ersten Wochen des Jahres 1939 hörte in Prag ein junger Mann aus jüdischer Familie die politischen Alarmanmeldungen im Radio mit wachsender Sorge: Harry Bohrer, damals noch „Hanuš“ Bohrer und 23 Jahre alt, in dessen Verwandtschaft tschechisch und deutsch gesprochen wurde. Die Familie, fest in jüdischer Tradition, fühlte sich aber dem deutschen Kulturkreis verbunden, Harry Bohrer besonders. Während sein Bruder Aaron ein tschechisches Gymnasium besuchte, war Harry auf ein deutsch-tschechisches Gymnasium gegangen, jenes, auf dem auch Franz Kafka Schüler gewesen war. Da Harry Bohrer Hitlers „Mein Kampf“ gelesen hatte und die radikalen Parolen des sudeten-deutschen Führers Konrad Henlein ernst nahm, gab er sich keinen Illusionen über die Zukunft seines Landes hin.

Als am 15. März 1939 deutsche Soldaten in Prag einmarschierten und auf der Prager Burg die Hakenkreuz-

fahne hielten, befand sich Harry Bohrer bereits in Großbritannien.

Die Eltern und die Schwester blieben in Prag, in der Hoffnung, daß alles schon nicht so schlimm werden würde.

Bohrers Schwester reihte sich in den ersten Besetzungswochen noch in die Warteschlangen vor der Botschaft Panamas und anderer mittelamerikanischer Staaten ein, um ein Ausreisevisum zu erlangen. Man wies sie überall ab. Eines Tages wurde ihr Mann, ein Ingenieur, zum Transport in ein Konzentrationslager geholt, und die SS-Führer erklärten den Ehefrauen, wer seinem Mann nachreisen und im Arbeitslager mit ihm zusammen sein wolle, könne das tun; es werde ein entsprechender Frauentransport zusammengestellt. So folgte sie ihrem Mann in den Tod.

Fast zwei Jahre lang arbeitete der junge Emigrant Harry auf der Insel als Waldarbeiter, dann zwang ihn ein Herzleiden, damit aufzuhören. Als die deutsche Invasion drohte, trat er freiwillig in die Armee ein (Bohrer: „Nach dem Herzfehler fragte da niemand mehr“). Wegen seiner Deutschkenntnisse kam er zu einer Informationseinheit; einige Zeit war es seine Aufgabe, Kriegsgefangenen-Post zu überprüfen. Bei Kriegsende saß er, inzwischen zum Stabsfeldwebel befördert, in Brüssel und mopste sich.

Im Oktober 1945 versetzte er sich deshalb selbst (Bohrer: „Das gab's nur in der englischen Armee, sonst nirgendwo auf der Welt“), und zwar nach Hannover, wo er bei der 30th

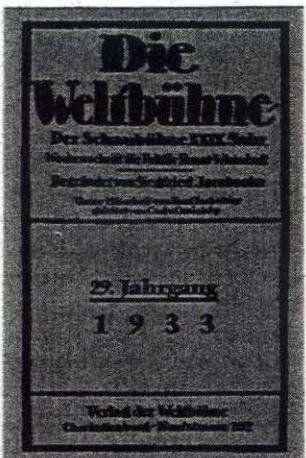
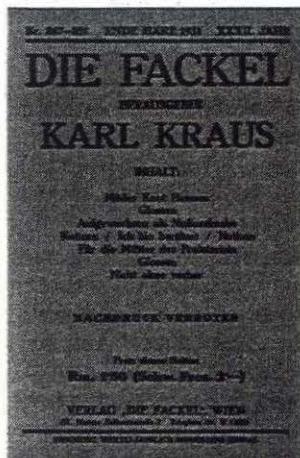
Information Unit landete. Hier bekam er erstmals ein Exemplar des von Major John Chaloner und seiner deutschen Sekretärin und Dolmetscherin Hildegard Neef unter dem Datum des 29. März 1946 zusammengeschnittenen „Dummy“, der Probenummer des neuen Nachrichtenmagazins, zu Gesicht, und bald darauf gab es zwischen Chaloner und Bohrer die erste Begegnung in Chaloners Osnabrücker Dienststelle.

Bohrer erzählte von Prag; Chaloner erläuterte sein Zeitschriftenprojekt: Er finde die deutschen Tageszeitungen, die bis dato wieder zugelassen seien, sterbenslangweilig. Man müsse etwas viel Lebendigeres, mit viel Hintergrund bringen, so etwas wie das britische Magazin „News Review“ oder das amerikanische „Time“. Chaloner: „Wenn wir den Deutschen schon die Pressefreiheit bringen, dann aber gleich richtig.“

Er blätterte mit seinem Gast jenes Urmagazin durch, das er im Frühling mit Hildegard Neef und anderen Mitarbeitern zusammengestellt hatte. Es zeigte ein schwarz-weißes Titelbild mit dem britischen Außenminister Bevin bei einer Ansprache, den Mund geöffnet wie ein luftschnappender Karpfen. Das „Dummy“ trug die Überschrift „Diese Woche“, Ausgabedatum war der 29. März 1946, und der Preis betrug 1,- RM (Reichsmark). Alle Texte waren bereits in deutsch. Mit Photos und einer Einfuhrstatistik garniert, zeigte es im Innern



Stabsfeldwebel Ormond, Bohrer, Major Chaloner mit Probeseiten von „Diese Woche“: 15 000 Exemplare an den Kiosken



Vorbild-Publikationen, Vorbilder Kraus, Kästner, Tucholsky, Ossietzky: „Mit der Machart des Newsmagazines kombinieren“

bereits die magazintypische Einteilung in verschiedene Sektionen. Ein zweites Gespräch der beiden britischen Soldaten fand auf dem Dümmersee statt, wo der flotte Major außer zwei Segelbooten auch ein Ruderboot für sich requirierte. An einem heißen Sommertag mußte Stabsfeldwebel Bohrer erneut antreten, und abwechselnd die Ruder schwingend, befuhren beide stundenlang diskutierend das 15 Quadratkilometer große niedersächsische Gewässer. Es war dies der eigentliche Stapellauf des Magazins.

Während der Kahnpartie einigte man sich über die redaktionelle Konzeption im einzelnen nach angelsächsischem Vor-

bild. Bohrer schwitzte vom vielen Rudern und wagte nicht, das weiße Koppelzeug abzulegen. Am Schluß jedoch jagte er, Steinhäger-beflügelt, das Boot mit einem furiosen Endspurt so an den Steg, daß der Major fast ins Wasser fiel.

Der „Kindergarten“, wie die überwiegend jugendliche Redaktion im Anzeiger-Hochhaus manchmal genannt wurde, konnte sich keinen besseren Betreuer wünschen. Einmal schaffte Bohrer sogar auf einem Armeelastwagen 30 fabrikneue Fahrräder für seine Schützlinge heran – alle beschlagnahmt im Namen Seiner Britischen Majestät König Georgs VI.

Vom 14. Oktober 1946 an hieß es, zunächst einmal eine erste geschlossene Probenummer des Magazins so fertigzustellen, als ob es in der nächsten Woche am Kiosk verkauft werden sollte. „Time“- und „News Review“-Exemplare lagen als Anschauungsmaterial auf den Tischen; alle als vorbildlich erachteten Artikel wurden ins Deutsche übertragen und auf die Konstruktionsmerkmale der angloamerikanischen „Story“, vor allem auf die knappe, saloppe Sprache hin diskutiert.

Was als interessant und was als flott zu gelten hatte, bestimmte Harry Bohrer, der während des ersten knappen Vierteljahrs bei „Diese Woche“ als ein Über-Chefredakteur agierte. Bohrer sah möglichst jeden Artikel selbst durch und redigierte ihn.

## Das „Sturmgeschütz der Demokratie“ wird geladen

Anhand der angloamerikanischen Vorbilder und der für die Probenummer diskutierten Themen mühten sich die Newcomer tage- und nächtelang herauszufinden, was beispielsweise ein guter Geschichten-Anfang sei, der den Leser wie „mit einem Lasso“ fesselte und zum Weiterlesen animiere. Auslandsredakteur Willi Gerberding beispielsweise meinte, „Auf geht's im Bayerischen Landtag“, das sei ein guter Beginn eines Themas im Deutschlandteil, da wolle doch jeder wissen, was denn da weiter passiere. Bohrer legte ebenso Wert auf das „Lead“, das heißt den Anfang, wie auf gute Details, wie überhaupt eine Menge journalistischer Anglizismen die Debatte beherrschten.

So las sich das Lead des Probeartikels über Hermann Görings Gift-Selbstmord in Nürnberg: „Göring wühlte noch

einmal in seinem Juwelenkasten. Seine Blicke glitten liebko- send über zahlreiche Orden und die goldenen, mit Diamanten besetzten Reichsmarschallstäbe. „Dieser Ring ist ungefähr 240 000 RM wert“, hörten die erstaunten Wärter ihn sagen. Dann liest er wieder in Bengt Bergs „Mit den Zugvögeln nach Afrika“, bis er plötzlich die Bitte äußert, man möge ihm sein silberbeschlagenes Reisenecessaire bringen: Die frauenshaft weichen Hände hantieren mit Gesichtscreme, Puder und Haaröl.“

Oder eine von dem jungen Karl-Heinz Kallenbach geschriebene, zeitgemäße Geschichte über die standrechtliche Erschießung eines befreiten polnischen Fremdarbeiters durch britische Soldaten, der bei Raub und Plünderungen sage und schreibe 27 Menschen ermordet hatte: „Am 22. Oktober um acht Uhr folgte Theophil Wasalek einer Verabredung mit zehn englischen Infanteristen und Freund Hein in einem ausrangierten Steinbruch. Wasalek stand dem Exekutionskommando gegenüber.“

Die Titelstory der ersten Probenummer maß insgesamt nur eine einzige Seite und teilte im Grunde kaum mehr mit, als daß Sowjet-Außenminister Molotow samt Delegation die erste Friedensfahrt des einstigen Truppentransporters „Queen Elizabeth“ nach den USA mitmachte, um an der UNO-Konferenz teilzunehmen. Lediglich daß die „Queen“ als erstes Schiff im Frieden mit Radar fuhr, besaß einen Nachrichtenwert.

Obwohl die Redakteure der Deutschlandredaktion bereits eine Tabelle vorbereiteten, in der Korrespondenten für Mecklenburg, Sachsen und Thüringen mit Namen und Adressen eingetragen werden sollten – niemand konnte sich die deutsche Zukunft anders als gesamtdeutsch vorstellen –, schwante Augstein, daß eine Berichterstattung aus dem sowjetisch besetzten Teil Restdeutschlands wohl nur auf konservative Weise möglich sein würde.

Dem trug er später dadurch Rechnung, daß er einen hochkarätigen Journalisten, hauptamtlich Redakteur der SED-Parteizeitung „Neues Deutschland“, als geheimen Mitarbeiter anheuerte: Kurt Blauhorn lieferte unter Decknamen aus dem Informationszentrum der Einheitspartei Hinter-

grundmaterial für so brisante Artikel des Magazins, daß seine Chefredaktion und die Partei regelrechte Inquisitionen anstellten, um die Quelle aufzudecken. Ehe das aber gelang, konnte Blauhorn entwischen und in der Zentralredaktion in Hannover die Arbeit aufnehmen.

Bei der Diskussion um die Konzeption der Zeitschrift spielten im Probestadium auch jene erfolgreichen kritischen Blätter der Weimarer Zeit eine Rolle, an die Bohrer geistig anzuknüpfen empfahl. Dazu zählte „Die Fackel“ von Karl Kraus, ebenso, auf Hinweis Augsteins, die „Weltbühne“ des nach seiner KZ-Haft umgekommenen Friedensnobelpreisträgers Carl von Ossietzky. Die Zeitschrift, in der so berühmte Journalisten wie Kurt Tucholsky und Erich Kästner geschrieben hatten, sei ein echtes Kampfblatt gegen Spießertum, Chauvinismus und den Übermut der Ämter gewesen. Das sei ein gutes deutsches Vorbild, das es mit der Machart des Newsmagazines zu kombinieren gelte. Bohrer warnte allerdings in einem Punkt: Namensartikel der Autoren wie bei der „Fackel“ und der „Weltbühne“ könne es bei „Diese Woche“ nicht geben, persönliche Berühmtheit werde also kein Mitglied der Redaktion je erlangen.

Rudolf Augstein hielt sich zu dieser Ansicht bedeckt, meinte aber, auf jeden Fall müsse die Zielrichtung ähnlich kritisch sein. Als vorbildliches Beispiel verwies er auf einen „Weltbühne“-Artikel unter der Überschrift „Windiges aus der deutschen Luftfahrt“, mit dem Ossietzky Schreiber in den zwanziger Jahren aufgedeckt hatten, wie die Flieger der Hunderttausend-Mann-Wehrmacht von Weimar durch geheime Übungen die Bestimmungen des Friedensvertrages von Versailles unterlaufen hatten.

So etwas aufzudecken, meinte der junge Chef, demokratische Transparenz zu schaffen und überhaupt die Hohlräume zwischen politischer Deklamation und tatsächlichem Handeln bloßzulegen, das müsse auch die Aufgabe des Magazins werden. Und Augstein erfand gleich einen zugkräftigen Begriff, den er hinfest gern verwendet sah. Das Nachrichtenmagazin neuen Typs müsse zum „Sturmgeschütz der deutschen Demokratie“ werden.

Ihrer politischen Unschuld entsprachen die Blauäugigkeit und schlichte Unkenntnis der Bohrschen Jungmannschaft auf bestimmten Gebieten.

„Ich wußte nicht einmal genau, was eine Gewerkschaft ist“, gab Augstein zu, „bis Bohrer mir ein Buch darüber gab.“

Der Wirtschaftsredakteur andererseits stellte in einem Probeartikel die Behauptung auf, der Sozialismus stamme aus dem Osten. Marx und Engels waren bei der weltanschaulichen Schulung in seinem Hitlerjugend-Fähnlein 4 der Nordstadt nicht behandelt worden; Bohrer klärte ihn über seinen Irrtum auf. Und bei dieser Gelegenheit rügte der britische Ober-Chefredakteur in der freundlichsten Weise, die Formulierung „Um es gleich vorweg zu sagen“ sei ein recht beschissener Artikelanfang und keineswegs als Lese-Lasso anzusehen.

Titelbild der Probenummer 2 zeigte ein Photo vom schwarzen Markt, aufgenommen vor Hannovers zerbombtem Haupt-

## Blauäugig und naiv – der zweite Startversuch

bahnhof, wo sich auch Redakteure Brotmarken „schwarz“ besorgten. Den Aufmacher des Heftes bildete wiederum ein echter „Augstein“; diesmal beschrieb der junge politische Redakteur, wie die Russen, ausgerechnet nach dem Tag ihrer Wahlniederlage in Berlin, bei Nacht und Nebel Tausende von deutschen Technikern mit und ohne Familie zwangsweise zur Arbeit in die Sowjet-Union verfrachtet hatten.

Schon dieser, nur in eine Probenummer aufgenommene Beitrag des späteren Herausgebers demonstrierte ein jetzt 40 Jahre geltendes Prinzip des Nachrichtenblattes: keinen berufsmäßigen Antikommunismus! Im zweiten Drittel des „Aufmachers“ nämlich befaßt sich Augstein mit der Kehrseite der Medaille, der Tatsache, daß die Westmächte sich gleichfalls der Dienste deutscher Techniker versichert hatten.

Auch die zweite Ausgabe steckte noch voller mißglückter Versuche, witzig und originell zu sein, was sich vor allem an



Legende des Aktueller anfang Des Spiegels — censiert von *Hoj. John F. Schlesier*

Chaloner-Zeichnung von der Bootsfahrt auf dem Dümmersee: „Während der Kahnpartie über die Konzeption geeinigt“

den Artikelüberschriften und Bildzeilen ablesen ließ. Da hieß es zum Beispiel unter dem Photo von General Anders, dem Befehlshaber der polnischen Exilmee im Zweiten Weltkrieg: „Anders: Polen anders!“, und über dem Artikel, der kundtat, ein deutscher Kriegsgefangener mit dem Pseudonym „Vyll Glyk“ habe in England einen Literaturpreis gewonnen, stand: „Vyll Glyk hatte viel Glück.“

Trotz aller Unzulänglichkeiten indes waren Rahmen und Inhalt der zweiten Probezeitschrift neuen Typs für Deutschland erkennbar an jenem Grundprinzip orientiert, das Hans Uwe Magnus, Verfasser einer Dissertation über „Time“, so beschrieben hat:

Das Nachrichtenmagazin trifft eine Auswahl aus den Nachrichten einer Woche, die, in festliegenden Sparten geordnet, anonym und uniform gestaltet, reichlich illustriert, durch einen eigenwilligen Stil erzählend dargeboten, im Zusammenhang und vor einem Hinter-

grund geschildert und mit besonderer Zuspitzung und Voranstellung ihres menschlichen und persönlichen Elements in meist kritischer Interpretation dargestellt werden.

An Schlaf oder geregelte Arbeitszeiten konnte die Crew im Hochhaus während der „Probe“-Wochen nicht denken: Abends spürte Augstein mit seinen Mitarbeitern zu einem Imbißstand am zertrümmerten Steintor, der zwar noch die Aufschrift „Bratwurst-Glöckle“ trug, aber mangels Masse keinen Bratwurstduft verbreitete. Es gab Muschelbrötchen und Heißgetränk, eine bonbonfarbene Flüssigkeit von fadem süßem Geschmack, oder sogenanntes Molke-Bier.

Während die Hannoveraner wie ihre Mitbürger dem schlimmsten Hungerwinter der Nachkriegszeit entgegengingen, herrschte Anfang November unter den Magazinern im Anzeiger-Hochhaus Premierenstimmung.

Sein Vater war Fabrikant photographischer Geräte. Während der Weltwirtschaftskrise 1930 verkaufte er die Fabrik – sie steht heute noch – rechtzeitig. Dann war er Handelsvertreter und kaufte sich 1936 ein Photogeschäft. Man war betont katholisch, lebte in der „Diaspora“, und Rudolf Augstein, am 5. November 1923 als sechstes von sieben Kindern in Hannover geboren, erfuhr eine „lückenlose katholische Erziehung“ und räumt ein, daß diese ein bestimmtes Muster hinterlassen

## Rudolf Augstein – Bürgersohn

habe. Wahrscheinlich auch, nachdem ihm mit 14 bis 15 Jahren erste Zweifel an seiner Kirche kamen, ein bestimmtes Anti-Muster. Bruder Josef, später unermüdlicher Rechtshelfer, erinnerte sich kaum an gemeinsame Erlebnisse. Er „hörte immer nur, was für ein großartiger Schüler Rudolf war; lauter Einser und so“.

Als 1940, schon nach einem Kriegsjahr, Frankreich bezwungen war und Deutschland an allen Fronten zu siegen schien,

# Feuilleton

## „Ich habe Rudolf Augstein entdeckt“

John Chaloner, der Mann, der den „Spiegel“ erfand, trauert um die verpasste Chance seines Lebens

Stunden vor der deutschen Öffentlichkeit erhielt John Chaloner die Nachricht vom Tode Rudolf Augsteins. „Mitten in der Nacht klingelte das Telefon. Ein Freund aus Berlin hat es mir gesagt. Und das gerade jetzt, wo meine Frau nicht da ist. Die Dame, die Ihnen die Tür geöffnet hat, ist eine Krankenschwester.“ Seit einem Reitunfall bewegt sich Chaloner nur mit Mühe von seinem Sofa weg. Das Wohnzimmer seiner kleinen, dunklen Erdgeschosswohnung in der Londoner Innenstadt, in dem schon am Vormittag der Kamin brennt, macht den Eindruck, als sei hier jemand schon sehr lange sehr krank. Beim Sprechen macht er lange Pausen zwischen den Sätzen und wechselt zwischen Englisch und einem hellen Deutsch, in dem er viel jünger klingt. „Es ist eine furchtbare Zeit für mich, müssen Sie wissen.“

Chaloner ist vom Tod Augsteins schwer ergriffen. Da ist der Verlust eines Weggefährten, aber heftiger noch setzt ihm die Gewissheit zu, daß sich all die Ambivalenzen in seiner Beziehung zu Augstein nun nicht mehr auflösen werden. Und dann ist da die Sache mit dem gemeinsamen Geburtstag: „1945 in Hannover mußten alle, die Journalist werden wollten, so einen Fragebogen ausfüllen. Da habe ich mit Interesse gesehen, daß Augstein den gleichen Geburtstag hat wie ich, bloß ein Jahr früher.“ Rudolf Augstein war 22 Jahre alt, und Major John Chaloner, als Presseoffizier der britischen Besatzungsverwaltung Augsteins übermächtiger Vorgesetzter, 21 Jahre. Der 5. November vereinte die beiden Männer. Auch in den letzten Jahren gab es eine Karte, ein Telegramm oder einen Telefonanruf, um sich gegenseitig einen Happy Birthday zu wünschen. Jetzt zeigt Chaloner auf die Geburtskarten auf dem Kamin, als handle es sich um Indizien in einem Strafprozeß: Da stehen sie noch, die Karten, die ich dieses Jahr bekommen habe. So kurz ist das erst her. „Der 5. November, das war für Augstein und mich so eine, wie sagt man auf deutsch: Schicksalssache.“

1945 in Hannover, alle bundesdeutschen Presseleger beginnen mit diesen Worten, und es ist, egal ob bei Springer, Nannen oder Augstein, stets die gleiche Geschichte vom strengen britischen Major und dem pfiffigen jungen deutschen Zeitungsmachern, die nach trickreichen Verhandlungen endlich ihre Presselizenzen ergattern. Chaloner erzählt die Geschichte andersherum, fast ist er ein bisschen müde, sie noch einmal zu erzählen, weil die Fragen, die ihn an diesem Morgen beschäftigen, ganz andere sind.

Aber trotzdem erinnert er sich an das einzige nicht zerstörte Hochhaus Hannovers. Daß er erst Regionalzeitungen aufbauen mußte und die Schwierigkeit war, Papier zu finden und Schreibmaschinen und deutsche Journalisten, die keine Parteimitglieder gewesen waren. Und Augstein war eben so einer. Schließlich entwickelte er, Chaloner, mit dem ihm zur Seite gestellten Sergeants Bohrer und Osmund das Konzept eines deutschen Nachrichtenmagazins nach dem Vorbild von „Time“. „So etwas gab es noch nicht in Deutschland. Etwas ohne diese unständliche Sprache, ohne Parteizugehörigkeit, das einfach nur die Nachrichten bringt, die die Redaktion für wichtig erachtet.“ Und dann hat er in London die Genehmigung beantragt, einige Probenummern zu basteln. Jetzt brauchte er noch Journalisten. „Ich nahm dafür natürlich die besten Leute aus meinen Regionalzeitungen.“ John Chaloner machte Augstein zum Chefredakteur. Warum ihn? „Er hat

te verschiedene Qualitäten: Er war entschlossen, wußte, welche Art von Texten so ein Blatt brauchte.“ Und es gab noch andere Qualitäten, aber die fallen Chaloner nicht ein. Bald gab es Ärger mit der britischen Regierung. Kurz vor dem avisierten Erscheinungsdatum des Nachrichtenmagazins sollte alles gestoppt werden. Ein Fernschreiben aus London untersagte ihm, mit der Produktion des Blattes fortzufahren. Er dachte nicht daran. „Ich habe meiner Sekretärin gesagt: Ich bin nicht im Hause, ich habe dieses Telex nie gesehen.“ Dann ging er in die Druckerei und drückte den Knopf zum Anfang der ersten Ausgabe von „Diese Woche“. Schnell war klar, daß das Konzept funktionierte und das Blatt ein großer Erfolg zu werden versprach. Bis zu zwanzig Leser teilten sich ein Exemplar.

Die britische Regierung drängte nun darauf, das Magazin ganz in deutsche Hände abzugeben, um keine Verantwortung für die respektlosen Artikel übernehmen zu müssen. Chaloner sorgte dafür, daß Augstein zusammen mit zwei anderen Redakteuren die Lizenz bekam. Das Blatt hieß nun „Der Spiegel“, Augstein wurde Herausgeber, und Chaloner war bald darauf seinen Posten los. Seine Tricks beim Entwickeln des Blattes waren nicht sonderlich gut angekommen in London. Die Redaktion war von nun an allein in deutscher Verantwortung, und auch das entsprach irgendwie Chalones Konzept: „Wenn wir den Deutschen die Pressefreiheit beibringen wollen, dann müssen wir sie ihnen geben.“

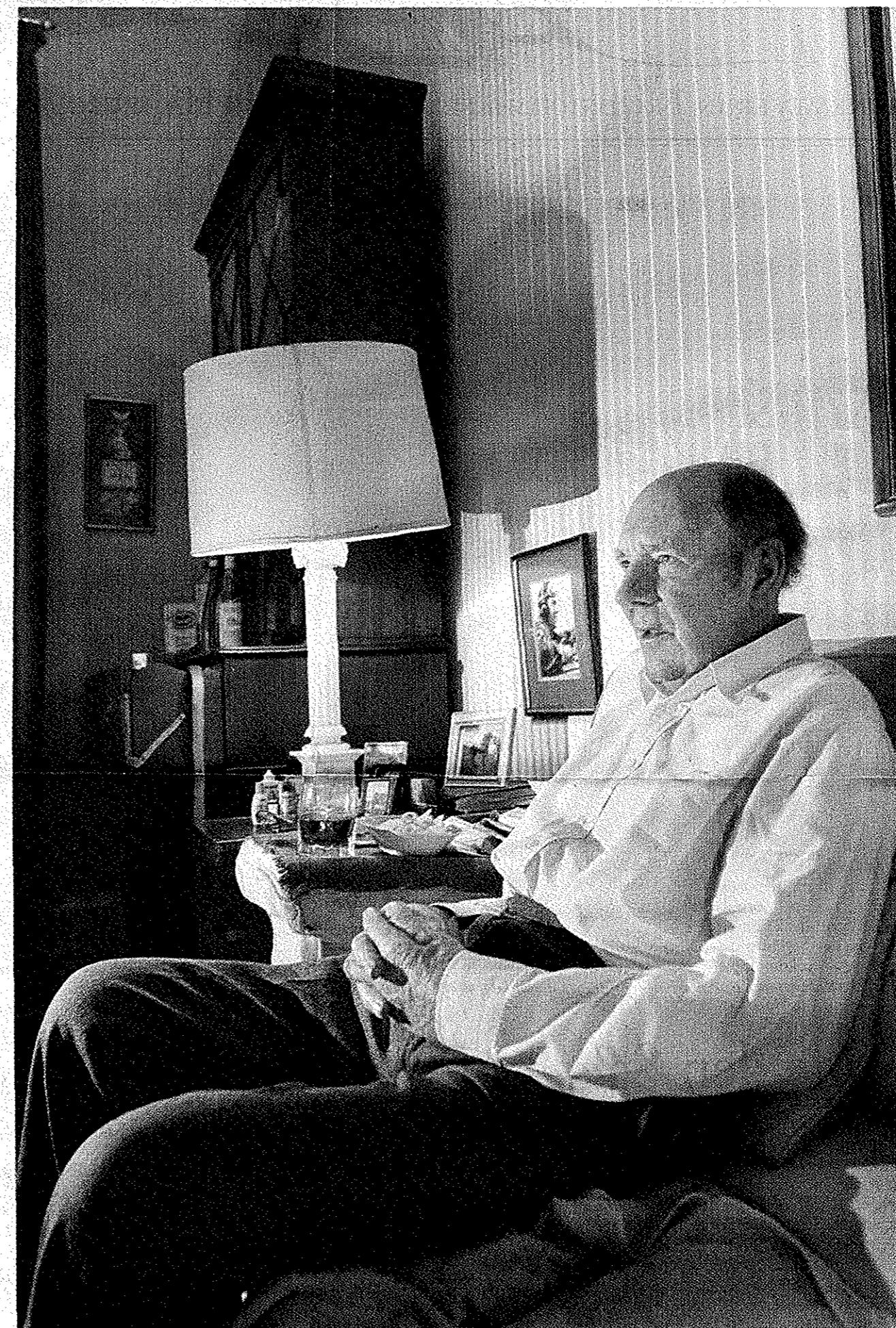
Doch der Kontakt zum „Spiegel“ riß nicht ab. „Wann immer es ging, rief ich in der „Spiegel“-Redaktion an. Ich half Rudolf, die richtigen Entscheidungen zu treffen.“

In dem Maße, wie der Erfolg des „Spiegels“ wuchs und Augsteins Macht zunahm, wurde es immer

kälter zwischen den beiden Männern. „Vor allem, als Augstein so ein wichtiger Mann geworden war, wurde es immer schwerer, mit ihm irgendwie gesellig zu sein. Ich besuchte ihn später oft in Hamburg im „Spiegel“-Gebäude. Und die Tatsache, daß ich einmal sein Vorgesetzter gewesen war, stand immer zwischen uns.“

Es gab freilich auch andere Zeiten, als sich die beiden in London trafen, wo Augstein ein Haus hat: „Er fuhr damals einen Rolls-Royce. Ich fuhr damals einen Rolls-Royce. Also haben wir uns über diese Autos unterhalten, dann besuchten wir Nachtklubs. Wir hatten damals sehr gute Nachtklubs hier in London. . . Zuerst war er mit einer sehr attraktiven rothaarigen Dame verheiratet. Ich mußte da einen Moment sogar ein bisschen aufpassen, denn ich hatte mich in sie verguckt. Ich lud sie immer zum Essen ein, wenn Rudolf geschäftlich unterwegs war.“

Die gemeinsame Vergangenheit hat die beiden Männer ebenso sehr vereint wie entzweit. Chaloner hatte die Idee für den „Spiegel“, der andere hat ihn gemacht, Augstein wurde reich, Chaloner nicht. So entstand ein ambivalentes, changierendes Verhältnis, das Chaloner auch über Augsteins Tod hinaus nicht losläßt. „Wenn Sie mich jetzt fragen, wie Augstein so war, dann ist das für mich sehr schwierig zu beantworten“, sagt er, und es ist nicht seine schlechte körperliche Verfassung, die er damit meint, oder die Schwierigkeit, sich über fünfzig Jahre zu erinnern. Er sagt es mit voller Konzentration, so wie ein Schachprofi über eine komplizierte, noch laufende Partie sprechen würde, bei der der Ausgang ungewiß ist. „Angeln und reißen und so was konnte ich mit ihm nicht, wir waren keine Kumpels. Er war ein einsamer Mann. Es gibt doch dieses Sprich-



Der ehemalige Major John Chaloner sorgt sich heute um die Zukunft des 1946 von ihm konzipierten „Spiegels“.

Foto: Jiri Rezac

wort: Jeder Mann ist eine Insel. Er war

wirklich seine eigene Insel.“ Als die „Spiegel-Affäre“ beginnt, fliegt Chaloner, zwischen Geschäftsmann in London, sofort nach Deutschland, um den „Spiegel“ zu verteidigen. „Ich besuchte in Bonn alle möglichen Botschafter und erklärte ihnen, die Maßnahmen gegen den „Spiegel“ seien eine Wiederauflage des Hitlerregimes. Ich habe sie gebeten, all ihren Einfluß geltend zu machen, um das zu unterbinden. Und das haben sie dann auch gemacht.“ Natürlich hat er es sich nicht nehmen lassen, den inhaftierten „Spiegel“-Chef zu besuchen: „Der arme kleine Augstein war ja ins Gefängnis gesteckt worden“, sagt er ohne übertriebenes Mitleid.

Das komplizierte Verhältnis zwischen den beiden Vätern des „Spiegels“ verschlechterte sich noch einmal im Jahr 1988. Für das „Hamburger Abendblatt“ verfaßte Chaloner zum gemeinsamen Schicksalstag einen Geburtstagsgruß an Rudolf Augstein. „Das hat es dann endgültig abgekühlt. Ich habe ein wirklich aufrichtiges Porträt von ihm geschrieben, wie er immer eulenhafter wird und so. Das mochte er nicht. Er war ja überaus empfindlich.“ Da fällt Chaloner ein, daß das noch ein Grund war, warum er Augstein damals zum Chefredakteur gemacht hat: Weil er so sensibel war, und das war ja die Mischung, die man bei so einem Blatt brauchte, Entschlossenheit und Sensibilität.

Wenn man den fraglichen Text heute wieder liest, kann man leicht nachvollziehen, daß er Augstein mißfiel. Dort steht etwa der Satz: „Bis heute brüdet die gedrungene napoleonische Gestalt mit dem leicht räuberischen Eulengesicht einsamer denn je im 12. Stock.“ Dann steht da noch, wenn der typische Sprachstil des „Spiegels“ zu verdanken ist, nämlich Chaloner, und es gibt ein kleines Foto des Autors mit der Bildunterschrift: „John Chaloner erfand den Spiegel.“ Nur Chaloner konnte es sich lei-

sten, öffentlich so mit Rudolf Augstein umzugehen.

Während die persönliche Beziehung zum Herausgeber immer kühler wurde, entstand eine finanzielle zum „Spiegel“. „Aus heiterem Himmel bot mir der „Spiegel“ vor zehn Jahren eine stattliche Summe an, um dem Verlag in Großbritannien und anderen Ländern behilflich zu sein.“ Chaloner hält seitdem auch einen bescheidenen Anteil am Blatt. Die finanziellen Beteiligungen, die gegenseitigen Ansprüche und Zahlungen bleiben aber un durch-

sichtig, wie so vieles im Milieu der großen Hamburger Verlegergestalten. Die Zeithistoriker werden es aufarbeiten.

Gerade, wenn er lange schweigt und man denkt, er sei dabei, wieder ins Hannover des Jahres 1945 zurückzugehen, überrascht Chaloner mit einer liziden und exakten Analyse der komplizierten Nachfolgefrage beim „Spiegel“. Nichts sei geklärt, ärgert er sich, ganz so, als habe der Mann, dem er den „Spiegel“ einst übergeben hat, in diesem Punkt nicht zufriedenstellend gearbeitet. „Unprofessionell“ gehe es in Hamburg zu. Ers kürzlich war er in Hamburg, um das alles zu diskutieren. Schon vor Jahren hätten die Anteilseigner der Familie Jahr an Augstein herantreten und ihn fragen sollen, wie seine Nachfolge geregelt sei. „Ganz kaltblütig“ hätte man ihn das fragen müssen.

Vor drei Jahren hat Chaloner Augstein zum letzten Mal gesehen. „Er sah nichts mehr und konnte kaum noch sprechen. Seine Gesundheit war ja sehr schnell sehr schlecht geworden. Die vier Ehen und sein Interess an diesem Zeug hier haben da sicher nicht geholfen“, sagt Chaloner und hält das Wasserglas voller Whisky hoch, das er sich eingegossen hat, um den Vormittag zu überstehen. Dann ist er wieder eine Weile still und fügt, auf deutsch und jünger klingend, an: „Das ist ein bisschen schwierig für mich heute.“

Auf dem Tisch liegt das Buch, das John Chaloner 1991 geschrieben hat, „Occupational Hazard“. Es ist ein Schlüsselroman über den „Spiegel“ und noch ein wenig mehr. Die Rahmenhandlung: Der milliardenschwere Medien tycoon Max Beaumont wird von einem Journalisten, der im Krieg einmal sein Vorgesetzter war, für die BBC porträtiert und gibt dabei mehr preis, als er selbst will. Der dominante, seltsam undurchdringliche Tycoon mit einem „hellen Lachen ohne besondere Wärme“ ist Augstein. Aber man traut bei der Lektüre seinen Augen nicht: Im Roman war die Augstein-Figur ein britischer Panzerkommandant wie Chaloner und sagt die Sätze, die Chaloner eben im Interview gesagt hat. Auf Seite 38 steht: „Wenn wir den Deutschen die Pressefreiheit beibringen wollten, müssen wir sie ihnen geben, sagt Max Beaumont.“ Einige Seiten später schildert Beaumont, wie er ein Telex aus London ignorierte, um das Nachrichtenmagazin anzudrucken, aus dem später „Das Fenster“ werden sollte.

Im Roman konnte Chaloner die beiden Biographien endgültig zusammenführen, während das Leben für eine verwirrende, ergreifende Mischung aus historischer Verbundenheit und persönlicher Rivalität, aus Bewunderung und Fürsorge, aus Kälte und Intimität gesorgt hat. „Augstein wird in die Geschichte eingehen“, sagt er zum Abschied feierlich. Immer noch ist er der Mann, der Chaloner am meisten beschäftigt, und die Gedanken an Augstein sind heute wie Heimsuchungen auf der Couch, die sein Krankenlager geworden ist.

Die Fragen, die Chaloner jetzt beschäftigen, haben aber nichts mit dem „Spiegel“ oder dem Geschäft zu tun. Es ist diese Schicksalssache. Wenn man den gleichen Geburtstag hat, nur ein Jahr auseinander ist, das Leben parallel nebeneinander her lebt, und der Ältere stirbt – was sagt das dann über den Todestag des Jüngeren? NILS MINKMAR

### „Die Schuhe sind zu groß“: Warum Stefan Aust nicht Herausgeber des „Spiegels“ werden will

Stefan Aust, Chefredakteur des „Spiegels“, hat den vielen Nachrufen auf Rudolf Augstein einen besonderen hinzugefügt. Er erscheint im morgigen „Spiegel“ als „Hausmeister“, wie seit jeher das Editorial heißt, was nie so treffend war wie in dieser Woche. Aust beschreibt, wofür der „Spiegel“ im Sinne Augsteins stand und wofür er im Sinne Austs auch stehen wird. Er schließt: „Nach ihm kann und wird es keinen Herausgeber geben, der diesen Titel verdient. Die Schuhe sind zu groß. Sie sich anzuziehen wäre eine Anmaßung. So wird der Gründer und Herausgeber des „Spiegels“, Rudolf Augstein, auch weiterhin die Richtlinien vorgeben. Tot und doch lebendig.“ Das sind wichtige Sätze. Aust beendet damit frühzeitig zumindest den formalen Teil der Diskussion, wer Augstein nachfolgen soll. Er demonstriert die Mutmaßung, daß er diese Positi-

on anstrebe, und er macht es jedem anderen unmöglich, sie einzunehmen. Dafür, daß nach ihm niemand mehr seine Machtfülle beanspruchen könnte, hatte Augstein selbst gesorgt. Er verfügte nicht nur über den Titel des Herausgebers, sondern auch den damit behaupteten Machtanspruch, weil ihm 25 Prozent des Spiegel-Verlages gehörten – und wichtige Entscheidungen nur mit über 75 Prozent Mehrheit getätigt werden können. Seine vier Erben müssen, wie es aussieht, je ein halbes Prozent an die Mitgesellschafter, die Mitarbeiter-KG und den Verlag Gruner + Jahr, abgeben und hätten, selbst wenn sie wollten, keine Möglichkeit mehr, etwa einen Chefredakteur zu verhindern. Kein Chefredakteur vor ihm war so erfolgreich wie er. Trotzdem wird er nie, nicht einmal annähernd, die Macht seines Mentors Rudolf Augstein haben. Die Frage wird sein, ob die Mitarbeiter-KG, die einen überstarken Stefan Aust verhindern will und kann, es riskieren würde, ihn ganz zu verlieren.

Spiegel-TV zeigt eine herausragende Dokumentation über das Leben Augsteins, in der unter anderem Henry Kissinger und Michail Gorbatschow zu Wort kommen: RTL, 22.10.